

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 1

Artikel: Wie ich schreibe
Autor: Schaffner, Jakob / Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064880>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



WIE ICH SCHREIBE

**Jakob Schaffner und Ernst Zahn
äussern sich über ihr Schaffen**

Jakob Schaffner:

Sehr geehrte Herren ! Sie wollen einiges von mir wissen über meine Arbeitsmethode und Lebensweise. Auf die Gefahr hin, Ihre Leser zu enttäuschen, gebe ich Ihnen eine kleine Skizze. Es ist bei mir alles ganz anders, als die Leute es sich bei einem Dichter gern vorstellen. Erstens führe ich, jedenfalls in den Zeiten der Arbeit, einen streng geregelten Lebenshaushalt. Vor allem habe ich Arbeitsgewohnheiten, die sich von einem

Handwerker wenig unterscheiden. Ich stehe im Sommer um sechs Uhr auf und arbeite dann bis zum Mittagessen. Auch der Nachmittag bringt meistens noch zwei Arbeitsstunden vor oder nach dem Tee. Nach dem Abendessen arbeite ich nicht mehr oder äusserst selten. Der Bewegung im Freien dient ein Frühspaziergang und einer am Nachmittag, wenn ich nicht im Garten oder handwerkerlich arbeite. Lektüre treibe ich am Nachmittag und am Abend.

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass der Vormittag meine beste Arbeitszeit ist. Die beste Jahreszeit sind die Monate von Mai bis Oktober, und darin die günstigen Zeiten die Wochen des zunehmenden und vollen Mondes, ohne dass ich deshalb beim abnehmenden eine Depression empfände; aber im zunehmenden Zeichen fühle ich ein deutliches Steigen meines Kraftgefühls und der innern Freiheit und Leichtigkeit. Depression stellt sich jährlich, und nachgerade immer empfindlicher, im Monat des Skorpions ein, im November, der ja auch mein Geburtsmonat ist. Nach dem Geburtsdatum geht es unauflhaltsam, mit der Sonne und dem Lichte der Welt, abwärts bei mir, und ich habe noch kein Mittel gegen dieses Leiden entdeckt, wahrscheinlich gibt es auch keines. Dann erfasst mich eine allgemeine Niedergedrücktheit und eine Verstimmung aller Seelenbezirke. Auch körperlich geht es mir nicht gut. Wäre ich reich, so würde ich jedes Jahr nach der südlichen Halbkugel reisen. Der Einfluss kann sich bis zur ernsten und gefährlichen Krise steigern. Es ist dann für mich besser, wissenschaftlich und intellektuell zu leben. In der Dichtung wird mir bestimmt nichts Grösseres gelingen. Ausserdem ziehe ich vor, die Wintermonate in der Großstadt zu verbringen, wenn ich mich nicht auf Vortragsreisen befinde oder mir ein paar Wochen in einem Winterkurort leisten kann, wofür die gegenwärtigen Zeiten nicht günstig sind. Mit dem Februar beginnt es leise zu bessern, und wenn ich den März überstanden habe, kann ich wieder sagen, dass ich lebe. Die Krisen werden mit dem zunehmenden Alter tiefer und ernsthafter. Ich kenne noch mehr Menschen, die die-

ses Leiden mit mir teilen; am schärfsten scheint es aber diejenigen zu treffen, die in diesem Monat geboren sind.

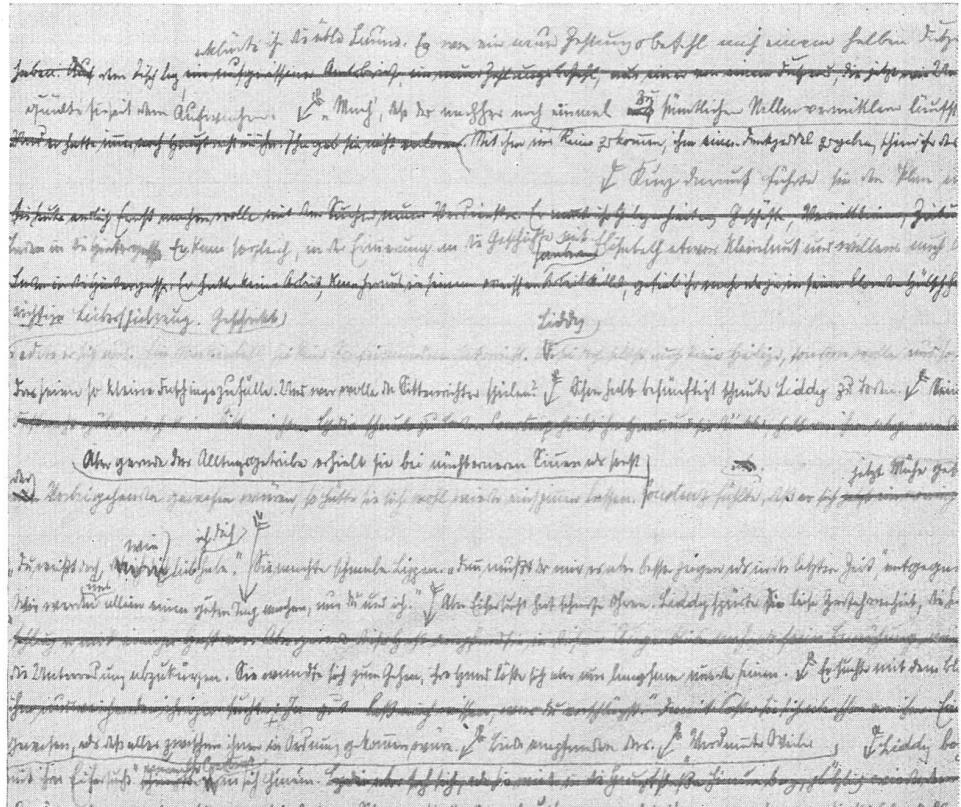
Meine Arbeitsweise ist nicht klar und genau vorher überlegt. Ich weiss nur im allgemeinen, was ich soll und will, was in grossen Zügen werden möchte und wohin die Reise gehen kann. Im einzelnen weiss ich überhaupt nichts, insofern es sich um eine grosse Arbeit handelt. Im kleinen, bei sogenannten Kurznovellen, kann ich fast auf die Seite disponieren, aber dazu habe ich mich bewusst diszipliniert, weil die Zeitungen einen Höchstumfang vorschreiben. Jetzt, wo ich schon mehr aus der Vergangenheit lebe, kommt es mir nicht mehr so vor, dass ich eine Novelle anzufangen glaube, und es wird ein Roman daraus. Früher war es fast die Regel. Aus dem einen entwickelt sich ein anderes wie bei einer Pflanze, die auch nicht weiss, was sie anfängt, wenn sie aus dem Keime zu wachsen beginnt. Ich sah zwar nach einer Anzahl von Seiten, dass es nun keine Novelle mehr war, und schliesslich fing ich an, zu schematisieren und mir einen Überblick zu verschaffen, aber selbst jetzt ging der Blick erst dann ganz auf, wenn ich mich der betreffenden Stelle näherte. Nie hatte ich eine vorgefasste Idee, sondern die Idee ergab sich aus den Gestalten und den Beziehungen; vielleicht kam es vor, dass die Figuren noch einer Verschärfung ihres Umrisses unterworfen wurden im Hinblick auf die erkannte Idee; aber nie trat eine Gestalt aus einer Idee hervor, immer kam sie aus einer Anschauung oder einem Gefühl, das sich in die Gestalt verdichtete, aus dem Traumhaften, aus jenem Strandgut, das die Phantasie aus dem Meer des Unbewussten an die Küste des Be-

wussten spült. Daraus bauen wir dann unsere Häuser und Festungen. Ich gehöre auch nicht zu jenen Schriftstellern, die sich vornehmen «über» den Paragraphen 175. oder «über» das Recht oder «über» die Familie oder «gegen» irgend etwas zu schreiben. Ich schreibe immer «aus» etwas heraus nach etwas hin. Weder das Herkommen noch das Ziel liegt in meinem Wollen.

Das Herkommen fliest aus dem Gefühl oder der Anschauung, und das Ziel ist dann bereits mitgeboren, ich habe es nur zu finden, und der Roman ist der mehr oder weniger verschlungene oder klare oder dunkle Weg dazu. Eigentlich dichte ich lebenslang nichts als mein Weltgefühl und meine Ichvorstellung, die sich fortwährend entwickeln und im Fortschreiten klären, frisch verdunkeln, neu aufladen und wieder im Prozess des Schaffens gestalten und ins Licht formen, um in einer weitern Epoche abermals den Turnus vorn anfangen zu müssen. Das Dichten, wie ich es treibe, ist also ein verwinkeltes und langwieriges Geschäft, das eigentlich nie fertig wird, und alle einzelnen Romane und Bücher sind nur Teilwerke derselben grossen, einen und einzigen Le-

bensarbeit, Schrittlösungen der Aufgabe, die ich mit meinem Erwachen vorfand: Mich selbst und die Welt zu finden im möglichst weitgefassten, tiefbegründeten und hochgespannten Urverhältnis.

Aber das geht bereits über das, was Sie wissen wollen, hinaus. Vielleicht ist es noch richtig, zu sagen, dass die Intensität des Arbeitens bei mir den Charakter der Ekstase hat. Ich arbeite nicht kühl überlegt, sondern im stetigen Feuer des Prozesses. Kalt kann ich nichts machen. Die Fähigkeit, heiss zu werden und zu glühen, ist die Vorbedingung des Arbeitens und Gestaltens überhaupt. In Hinsicht auf Alkohol oder Nikotin sind die Zeiten der grossen Arbeit meine schlechtweg nüchternen. Ich lebe dann wie ein Mönch, dem das Halten seines Gelübdes



Ausschnitt aus einer Manuskript-

seite von Ernst Zahn

Natur ist, nur dass ich kein Gelübde brauche. Übrigens schreibe ich ohne Konzept unmittelbar in die Maschine hinein, und ich war wohl der erste Schriftsteller, der das tat. Ich benütze die Maschine seit dem Jahr 1905. Diktieren kann ich so wenig wie ein anderer wirklicher Dichter.

Ernst Zahn:

Über Art und Ursprung des Arbeitens zu sprechen, fällt mir schwer; denn es vollzieht sich in meinem Falle nicht nach einem Schema. In meiner Jugend musste ich lernen, wenige freie Augenblicke zu nützen. Dabei lernte ich, weder an Zeit noch Ort gebunden zu sein, und mich um äussere Störung nicht zu kümmern. Darum schreibe ich jetzt in jedem geräuschvollen Hotelzimmer, zwi-

längere Erzählungen werden geplant. Man trägt diese Entwürfe mit sich herum, manchmal nur Tage, manchmal Jahre. Sie sind wie mottende Glut. Einmal schlägt Feuer auf. Woher die Pläne kommen? Fragt Ihr den Spiegel, warum er ein Bild zurückwirft? Die Seele ist ein Spiegel, ein so leidenschaftlicher, seltsamer, dass er Ereignisse, Erlebnisse, eigene und fremde unablässig in sich hinabsaugt. Das Gedächtnis, die Schaffenslust hebt sie aus seinen Tiefen, oft sogleich, viel öfter später, nach Jahren, wenn sie längst vergessen sein müssten. Und sie tauchen mit verblüffender Klarheit wieder auf. Hat man selbst erlebt, an andern gesehen, von andern gehört, gelesen? Alles ist möglich. Alles bleibt sich gleich. Denn alles muss man

wieder selbst erleben, wenn etwas Rechtes werden soll. Mit dem Niederschreiben allein ist es nicht getan. Man muss selbst immer wieder durch Hölle und Himmel gehen. Darum muss man die bedauern, die mit einer hochmütigen Miene erlebte Bücher berufsmässig lesen und richten müssen, ohne Zeit zu haben, sie in der Stimmung wieder zu erleben, aus der sie entstanden sind.

Kürzere Geschichten können wie Lyrik die Eingebung einer glücklichen Stunde, einer Empfindung, das Erzeugnis eines jähnen Fortgerissenseins und ebenso rascher Niederschrift sein. Im Alter ist ihre Zahl kleiner. Vielleicht ist es die Folge meiner Erziehung durch das Leben und, dass eine Überfülle von Pflichten mich zu einer systematischen Einteilung der Arbeit zwang, dass ich jeden Tag arbeiten kann und dass ich so viel in einen Tag und erst in ein Jahr hineinbringe.

Seit ich meinen Tag einteilen kann, arbeite ich mit Vorliebe vormittags, weil ich mich dann am frischesten fühle. Das schliesst nicht aus, dass eine Arbeit mir manchmal auch zu anderer Tageszeit nicht Ruhe lässt. Bei einem grösseren Werke pflege ich meistens einen flüchtigen Vorentwurf der ganzen Handlung zu machen, eine unbeholfene Skizze der Schauplätze zu entwerfen. Unter der Arbeit fertige ich eine genaue Liste der handelnden Personen an, die eine sorgfältige Schilderung jeder einzelnen Gestalt enthält. So erreiche ich, dass ich alle Figuren stets plastisch vor Augen behalte. Aber, was ist ein Plan? Man ist

nicht Herr über seine eigenen Geschöpfe, und diese bestimmen den Lauf der Handlung so sehr, dass oft, nicht immer natürlich, das Werk eine ganz andere Schlussgestaltung erfährt als geplant war.

Unfruchtbare Zeiten kenne ich nicht. Ich weiss, dass mein Leben niedergeht. Mein ganzes Leid ist, dass ich nicht mehr einen Zehntel dessen werde schaffen können, wozu es mich drängt.

Meine Manuskripte sehen, ehe sie zur Reinschrift kommen, aus wie ein Schlachtfeld. Von ihrem Erstentwurf bleibt kaum etwas übrig. Um plastische Bilder zu bekommen, umschreibe ich jede Schilderung mit aller Weitläufigkeit und Umständlichkeit und streiche nachher mit aller Wut und Wonne zusammen. Dann bin ich selbst über das erstaunt, was sich als edler Kern herausschält. Edler Kern! Wer lacht da? Hier liegt der Kern! Was ist mir die Weisheit aller seligen Mühe? Die tiefe, ruhige Freude am Endergebnis, diese über alle Widerwärtigkeiten des Lebens hinaushebende, alle seelischen und körperlichen Nöte überwindende Genugtuung eines Zielgewinns. Und sogleich nachher die Einsicht, dass ein neuer, ein anderer Weg höher geführt haben würde, daraus aber Mut und Kraft, den neuen, andern Weg zu suchen, die nie gestillte Sehnsucht nach Vollendung.

Im übrigen schreibe ich alles von Hand, aber mit dem Herzen. Vielleicht merken Sie das daran, dass mir bei dieser kleinen Beichte das Herz wieder durchgegangen ist.